Fragen und Aufgaben der Vogelsprachkunde.

VON HANS STADLER und CORNEL SCHMITT.

Im Verlauf unserer Beobachtungen an singenden und rufenden Vögeln haben sich uns zahlreiche allgemeine Fragen der Stimmenkunde aufgedrängt, und langsam ist in uns der Entschluß gereift, solche Grundfragen in einer Folge von Einzeldarstellungen zu behandeln. Gelegentlich eines Aufenthalts in Berlin 1916 fanden wir erfreuliches Verständnis für unsere Untersuchungen bei den Herren des dortigen Psychologischen Instituts der Universität: seinem Leiter, Geheimrat KARL STUMPF, und dessen Mitarbeitern ERICH M. v. HORNPOSTEL, MAX WERTHEIMER und OTTO ABRAHAM. Die Herren haben uns dann eine Menge Fragen allgemein musik-psychologischer Art vorgelegt, und diese sollen gleichfalls Gegenstand der nachfolgenden Besprechungen sein.

Wir beginnen mit der Erörterung zweier Erscheinungen, deren eine mehr den Vogelforscher beschäftigt, deren andere der Seelenlehre näher liegt: der Weibchengesänge und der Frage nach der Bedeutung des Spottens.

I.

Die Lieder der Vogelweibchen.

Den Lautäußerungen der Vogelweibchen ist bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Man begnügt sich zumeist mit dem allgemeinen Urteil, daß die Weibchen nicht singen, sondern nur Rufe hören lassen. Für die überwiegende Mehrzahl der Fälle ist diese Anschauung auch offenbar zutreffend. Immerhin gibt es manche Ausnahmen von der Regel; echter, sogar typischer Weibchengesang ist bekannt.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, seien einige Bemerkungen über die Unterschiede von Ruf und Gesang vorausgeschickt. Ruf ist der Ausdruck für eine mehr weniger heftige und rasch ablaufende Gefühlsregung (Angstruf, Trutzruf) oder für einen kurzen kräftigen Willensimpuls (Lockruf, Warnruf). Dementsprechend ist ein Ruf seiner Form nach auch meistens kurz und laut. Dem Lied oder dem Gesang (= der Summe der Lieder) liegt gewöhnlich eine verhältnismäßig dauernde, beharrende, gehobene Stimmung zugrunde — die sich nach außen in einer weniger heftigen, länger anhaltenden Lautäußerung kund-

gibt. Ob wir jeweils ein Lied oder einen Ruf vor uns haben, das hängt demnach ganz ab von dem seelischen Beweggrund, von der innern Veranlassung der Lautäußerung. Die können wir allerdings nicht immer sicher und eindeutig feststellen. Infolge dieser Schwierigkeit hat sich die Gepflogenheit herausgebildet, einfach auf Grund der äußeren Erscheinung, vielfach sogar rein auf Grund der Länge oder Heftigkeit der Stimmäußerung zu urteilen: kurze heftige Lautäußerungen werden als Rufe, längere, fließende als Lieder bezeichnet. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Begriffsbestimmung in vielen Fällen das richtige trifft. Allgemeine Gültigkeit jedoch kann diese äußerliche Unterscheidung keinesfalls beanspruchen.

Häufig wird dem Vogelruf die Vogelstrophe gegenübergestellt. Ruf und Strophe sind jedoch durchaus nicht gleichgeordnete Begriffe. Der Begriff Ruf sagt etwas aus über die seelische Veranlassung der Lautäußerung; die „Strophe“ hat mit psychischen Vorgängen überhaupt nichts zu schaffen; sie bezeichnet bloß ein äußeres Maß, eine musikalische Form: ein oder mehrere Motive, die unmittelbar nacheinander ertönen und ein zusammengehöriges Ganzes bilden, nennen wir Strophe. Die Töne einer Strophe können in steigender oder fallender, in gereihter (d. i. auf gleicher Höhe bleibender), oder in wechselnder Folge angeordnet sein; wir unterscheiden so Steig-, Fall-, Reihen-, Wechselstrophen. Selbstverständlich hat das Lied meist die Form einer Strophe (daher auch die häufige Gleichsetzung beider Begriffe) — während der Ruf nicht selten nur aus einem einzigen Ton besteht. Hierüber wird unser Freund GUCKENBERGER in einer späteren Arbeit sich ausführlich verbreiten.

Nach dieser Festlegung wichtiger Grundbegriffe können wir uns der Frage nach den Liedern der Vogelweibchen zuwenden. Freilich sind die Stimmen der ♀♀ so wenig erforscht, und die bisherige Unsicherheit des Sprachgebrauchs hat das Vorkommen von Weibchengesang derart verschleiert, daß unsere Erörterung mehr eine Anregung sein soll für die engeren Fachgenossen, der Sache Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Weibchen vermutlich der meisten Arten singen nicht. Sie besitzen nur Rufe — darunter auch solche, die ihnen eigentümlich sind und dem männlichen Geschlecht fehlen: so Ortolan, so Knäckente und zahlreiche andere Anatiden (Enten und Gänse); ferner Kohlmeisen- und Steinsperlingsweibchen beim Füttern der Brut: sie lassen hierbei die bettelnden Rufe ihrer Jungen hören.

Die Weibchen anderer Spezies (Amsel, Singdrossel, Spechte, Raubvögel, Brachvögel) lassen eine besondere Art von Strophen hören, sog. Lärmstrophen — aber genau ebenso beschaffen sind die Alarmstrophen der Männchen.

Die ♀♀ einiger Arten haben auch wirklichen Gesang: so Rotkehlchen, Seidenschwänze, Erlenzeisige, Stare, Gimpel,

Wellensittiche, Spechte, Rotschenkel, Gold- und Flußregenpfeifer, Bekassine, Regenbrachvögel. Aber sie singen nicht oder nicht nennenswert anders als die männlichen Tiere. Die Unterschiede zwischen ♂- und ♀liedern bestehen bei den genannten Singvögeln, wie uns FRITZ BRAUN freundlichst mitteilt, lediglich darin, daß die Gesänge der ♀♀ leiser sind (von Rotkehlchen und Seidenschwänzen), oder daß (bei den übrigen) ihr Rhythmus nicht so straff ist wie im Gesang der ♂♂.

Besondere den ♀♀ eigentümliche (spezifische) Gesänge wird man unter dem Heer der Sperlingsvögel nicht nur, sondern auch unter der Legion singender Arten der anderen Vogelordnungen nahezu vergeblich suchen. Wenn Adler, Milane, Habichte singen, wenn Eulen, Tauben, Hühnervögel, Regenpfeifer, Schnepfen klangvolle und merkwürdige Strophen herausbringen, so tun das wohl weitaus am regelmäßigsten die ♂♂; oder wenn auch die ♀♀ besondere Gesänge zu besitzen scheinen, so sind das Strophen, die auch die ♂♂ (wenn auch nicht gleich häufig) zum besten geben.

Obwohl also das Fehlen besonderer Weibchengesänge in der Vogelwelt die Regel ist, so sind uns doch Ausnahmen bekannt.

Eine Ausnahme macht erstens das Kuckucksweibchen. Der Kuckuckmann bringt sein gugu und sein rauhes chachachacha, in der Aufregung auch noch manchen anderen Laut; kichern jedoch tut er nicht. Das Kichern ist dem weiblichen Vogel eigen, und ist ein wahres Lied, das sehr reichlichen Abänderungen unterworfen ist.

Z. B.:

Beschreibung.

Das Kichern besteht aus Stakkatotouren von verschiedener Länge und verschiedenem Tempo in mf oder f, gewöhnlich in der Tonhöhe von e_3 bis c_4 ; zuweilen geht jedem Ton ein ganz kurzer Vorschlag voraus (Beispiel 3). Diese Tonreihen sind lautlich und klanglich gut nachzuahmen, wenn der Tenorist

2 Oktaven tiefer mit den Lippen babbabbabba oder bübbübbübbü singt. Häufig bleibt das Stakkato auf einem Ton stehen (Beispiel 1 und 3). Öfters jedoch wird es variiert: es sinkt am Schluß ab (Beispiel 2); es geht mit einem Sprung in die Höhe, sei es um eine kleine Terz (Beispiel 4), sei es gleich um mehr als eine Oktave (Beispiel 5); es geht chromatisch herunter (Beispiel 6); es geht chromatisch in die Höhe und wieder zurück; dem normalen Stakkato geht eine kurze ansteigende Tonreihe voraus (Beispiel 7), so daß die Strophe die größte Ähnlichkeit mit dem Gesang des Mittelspechts bekommt. Beim gleichen Kuckuckweib kann jede einzelne Kicherstrophe von der anderen in Einzelheiten sich irgendwie unterscheiden.

Es ist wahrscheinlich, aber bisher wohl nicht bekannt geworden, daß die ♀♀ auch der vielen anderen Arten von *Cuculus* dieses Kichern besitzen.

Man könnte versucht sein, das Kuckuckskichern nicht als Gesang, sondern als Brunstruf anzusprechen. Gegen diese Annahme spricht jedoch die Länge der Strophe, ihre vielfachen Abänderungen bei ein und demselben ♀ und vor allem die Tatsache, daß es unter Umständen gehört wird, die offensichtlich weder auf einen heftigen Schreck-, noch Warn- oder Lockimpuls schließen lassen. Viel wahrscheinlicher ist, daß es Ausfluß einer länger währenden Stimmung, eines geschlechtlichen Lustzustandes ist. Damit wird es aber zum echten Lied. —

Eine Ausnahme machen zweitens die Strophen der Mauserweibchen. Wir ziehen alljährlich drei bis vier junge Bussarde auf und beobachten sie genau: niemals haben wir die nachfolgende Tonreihe von einem Männchen, wohl aber von mehreren weiblichen Vögeln gehört:

D. h.: Eine Anzahl gleicher merkwürdiger Tonfolgen — auf ein ganz hohes gellendes $\frac{ii}{ss}$ folgt, um mehr als eine Oktave tiefer, ein lautes, hart klappendes, unreines ä — werden zur Strophe gereiht unter langsamem Crescendo und allmählichem Ansteigen sowohl der oberen gellenden Pfliffe wie der tieferen

Klapplaute. — Wir vermuten, daß auch andere — viele? — Raubvogelarten ähnliche ♀♀ Strophen besitzen, können es aber aus Mangel an Beobachtungsmaterial nicht beweisen. Im Münchener Tierpark Hellabrunn singen zwei Kaiseradler (*Aquila melanaëtus*) eine sehr ähnliche Strophe (nur das Intervall ist ganz ungeheuerlich: fis_5 — klein d_5 oder d_5 — klein f_5 , also mehr als fünf Oktaven) — wir wissen aber nicht, ob es weibliche Tiere sind.

Spezifische Weibchenstrophen finden wir ferner bei zahlreichen Entenarten; ja, soweit uns bekannt, haben die ♀♀ der meisten *Anatinae* und einzelner *Fuligulinae* Strophen, welche die Erpel nicht besitzen. So bringt die Krickente ein rauhes

— eine Melodie, die dem Krickerpel vollständig fremd ist. So haben die ♀♀ von *Anas boschas*, *Nettion flavirostre*, *N. formosum*, *N. brasiliense*, *N. torquatum*, *Querquedula querquedula*, *Chauleasmus strepera*, *Nyroca ferina* eigene Strophen — niemals bringen derartige die männlichen Tiere. Die Entenweibchen sind eben, sehr im Gegensatz zu den Verhältnissen bei den Singvögeln, stimmbegabter als die Männer. Die Peposaka-Erpel sind sogar fast völlig stumm, und HEINROTH, wohl der beste Kenner der Anatiden, hat von ♂♂ von *Fuligula marila* und *F. fuligula* nie einen Ton gehört — während Peposaka-, Berg- und Reiherenten über einen ziemlichen Vorrat von Stimmäußerungen verfügen. Die merkwürdige Auftreibung der Luftröhre vieler Anatinenmännchen hat, so meint HEINROTH, sozusagen auf Kosten der anderen Stimmwerkzeuge stattgefunden.

Das

der Stockente ist musikalisch eine tadelfreie Strophe. Schwieriger ist die Bestimmung, ob es als Ruf bzw. Rufreihe anzusprechen ist oder als Lied. HEINROTH bezeichnet es als Lockruf. Wir können ihm nicht ohne weiteres beipflichten. Schon die Länge der Tonfolge macht stutzig. Beachtet man nun noch, daß diese qua qua qua oft mitten aus einem friedlichen Entenschof von ♂♂ und ♀♀ heraus ertönen ohne jede ersichtliche äußere Veranlassung und ohne äußeren Erfolg, so ist wahrscheinlich, daß es, wie das Kichern des Kuckuckweibchens, Ausdruck eines

gesteigerten Gefühlslebens, einer relativ beharrenden sexuellen Stimmung ist, die sich in der schmetternden Skala Luft machen und zugleich in dieser Betätigung sich steigern. Wir hätten es also mit einem Lied zu tun. Wenn die Märzente auch ein qua qua qua . . . hören läßt in dem Augenblick, da sie erschreckt vor dem Jäger aufsteht, so ist das, psychologisch betrachtet, zweifelsohne ein Ruf —, ein Schreckens- oder Angstruf; letzterdings entscheidet eben lediglich die Verursachung, der seelische Zustand darüber, ob etwas Ruf oder Lied ist. Wir alle wissen von Singvögeln, daß sie bei heftigem Streit oder in höchster Aufregung Teile und ganze Strophen ihres Liedes herausprudeln. Das sind dann, lebensgeschichtlich betrachtet, ebenfalls Ruf-äußerungen, nicht mehr Lieder, mögen sie musikalisch wie immer gestaltet sein. Das Enten-qua qua qua . . . als Rufreihe anzusprechen geht nicht an, erstens deswegen, weil ein einzelnes Qua als Ruf unseres Wissens fast nicht vorkommt, und weil zweitens der Begriff der Reihe nur da Anwendung finden kann, wo die einzelnen Töne oder Motive in gleicher Höhe aufeinanderfolgen — nebeneinander gereiht sind. Das qua qua qua . . . der Stockente ist das genaue Seitenstück zur „dü“-Strophe des Waldschwirrvogels:

jüë jüë jüë jüë jüë jüë jüë jüë

Obgleich jedes dieser jüë, allein gebracht, der Lockruf ist, so ist es dennoch bisher niemandem in den Sinn gekommen, ihre stufenmäßig fallende Folge als Ruf oder Rufreihe zu bezeichnen.

Unter die ♀♀-Strophen sind sodann zu stellen die bekannten Tonfolgen, die das Haushuhn hervorbringt, wenn seine Legezeit anhebt, und nachdem es ein Ei gelegt hat. Auch diese Strophen sind ganz offenbar Lieder — spezifischer Weibchengesang. Besondere den ♀♀ eigentümliche Rufe dagegen sind die Lautäußerungen der lockenden Glucke.

Aber auch von den Singvögeln sind besondere ♀♀-Lieder bekannt, allerdings bisher, soweit wir sehen, nur von 2 Arten. Erstens hat das ♀ des Sonnenvogels *Liothrix luteus* (Pekingnachtigall) einen Sang, der aus einer Reihe lauter, untereinander sich gleichender Töne besteht, und grundverschieden ist von dem Lied des Hahns. Zweitens singen die ♀♀ des Buchfinken Strophen, die im Bau dem Schlag der ♂♂ ähneln, aber sonst ihre Besonderheiten besitzen und in dieser Form niemals

von erwachsenen ♂♂ gebracht werden. Sie zeigen Notenbilder von der Art der hier eingefügten:

d. h. es sind abwärtsziehende Stakkatoachtel, zuweilen mit Vorschlägen, und soweit dann das Seitenstück zur Einleitung der Strophe des Finkenmännchens. Regelmäßig geht dieser Tonfolge aber eine Art Auftakt von 2—3 tieferen gestoßenen Achteln im piano voraus, die der gewöhnliche Finkenschlag niemals hat; es fehlt der so bezeichnende Schluß (das beziö) und der fast stets vorhandene Roller der ♂-Strophen. Und alle Töne sind rau, tonarm und im ganzen leis.

Ob in noch anderen Gruppen als den bisher genannten der *Cuculidae*, *Anatinae*, *Buteoninae*, *Phasianinae*, *Timalinae*, *Fringillinae*, den Weibchen besondere, von den Lautäußerungen der Hähne verschiedene, Lieder eigen sind, vermögen wir nicht zu sagen. Vielleicht regt diese kurze Skizze die Fachgenossen an, auf etwaige ♀♀-Gesänge auch in anderen Abteilungen zu achten.

II.

Das Rätsel des Spottens.

Über das Spotten der Vögel haben wir in drei früheren Abhandlungen uns eingehend geäußert: in den „Verhandlungen der Ornithol. Ges. in Bayern“ XI, 1912, S. 11—15; ebendort XI, 1913, S. 221—246; in der „Ornitholog. Monatsschrift“ Bd. 40, 1915, Nr. 4, 5, 6.

In der letzten Zeit hat uns mehr und mehr die „Psychologie“ dieser merkwürdigen Erscheinung angezogen, und wir glauben, daß die nachstehende Auffassung der Frage den Tatsachen und den Möglichkeiten ihrer Beurteilung gerecht wird.

Je länger man spottende Vögel im Freien beobachtet, um so stärker wird von Mal zu Mal der Eindruck: die Spottweisen gehören zum Gesange des Stars, des Gartenlaubvogels, der Singdrossel, des Steinrötels, der Würger, wie das zizibe zum Gesang

der Kohlmeise oder die Roller und schwebenden Tonfolgen zum Lied des Zaunkönigs und der Hecken- und Alpenbraunelle. Diese Spottweisen lernen auch die jungen Stare, Gelbspötter, Wasserramseln, Drosseln keineswegs von artfremden Vögeln, sondern von ihren eigenen Eltern und übrigen Artgenossen. Diese Fremdmotive so vieler regelmäßiger (obligater) Spötter sind wie die Fremdwörter unserer eigenen Sprache. Sind sie stark überarbeitet, umgemodelt, angeglichen an die eigene Klangfarbe und Phonetik des Spötters, so entsprechen sie den Lehnwörtern unserer Sprache und sind als fremde Bestandteile kaum mehr anzusehen. Sind sie unverändert aufgenommen in den Sprachschatz des Vogels, so sind sie die Seitenstücke zu unseren Fremdwörtern. Die Auswahl unserer Fremdwörter wie der Fremdmotive der Vögel richtet sich nach der volklichen Umgebung des Sprechenden und Singenden. Die nordamerikanischen Deutschen haben englische Fremdwörter; die brasilischen und argentinischen Deutschen verwenden portugiesische und spanische „Brocken“; die einheimischen Mundarten des geschlossenen europäischen deutschen Sprachgebiets enthalten jede ihre besonderen Fremdwörter — abhängig von ehemaligen Einwirkungen zufällig fremder Umgebung oder eingedrungener fremder Bestandteile (z. B. aus dem Spanischen Erbfolgekrieg oder aus den Napoleonischen Feldzügen). Die Fremdwörter unseres Schriftdeutsch können zum Vergleich nicht herangezogen werden — sind keine Seitenstücke zu den Vogelimitationen —, weil die Schriftsprache eines Volks mehr etwas Gemachtes ist: eine Errungenschaft seiner Geistesentwicklung (Kultur). Ursprünglich gab es überhaupt kein „Deutsch“ schlechthin, sondern nur Mundarten — und wie lang ist es her, daß ein deutscher Dialekt durch LUTHER zum herrschenden erhoben worden ist: das Deutsch des sächsischen Kanzleistils?

Sehen wir von der Schriftsprache ab, so liegen die Verhältnisse beim Vogel sehr ähnlich wie bei uns. Die Stare in Unterfranken „sprechen andere Fremdwörter“ — singen andere Spottweisen — als die auf Texel: abhängig einfach von der örtlichen Stimmengesellschaft, in der sie leben. Ebenso verhält es sich mit Feld- und Kalandlerchen, ebenso, besonders auffällig, mit Gartenlaubvögeln, mit manchen Würgerindividuen, Sumpfrohrsängern, braunkehligen Wiesenschmätzern, Blaukehlchen und Papageien. Es gab bei uns eine Zeit — wir bezeichnen sie heute als eine des Niedergangs und beschämender Fremdtümelei —, da das Deutsch der Höfe und der Schriftsteller mehr Fremdwörter enthielt als deutsche Ausdrücke. Die zweite oder die dritte Generation der in Argentinien eingewanderten Deutschen ist in ihrer Sprechmanier („Sprache“) deutsch nur mehr im Satzbau und in der Verbindung der Hauptwörter — die Hauptwörter selbst, die Beiwörter und Prädikate, ja je nach dem Grad der Verwelschung, fast das gesamte übrige Beiwerk der Sprache sind samt und sonders spanisch. Wo eben der Einfluß auf knetbare, wenig widerstandsfähige Naturen über-

mächtig wird, da wird die fremde Sprache schrittweise zur Muttersprache. Ganz die gleichen Erscheinungen zeigen die Spötterarten. Unsere mitteleuropäische Kultur bietet nur mehr einer beschränkten Zahl von Vogelarten die Lebensmöglichkeit, und diese verteilen sich auf besondere Standorte, die oft weit auseinander liegen. Die gegenseitige Beeinflussung der einheimischen Vogelarten ist also gering. So und so viele Vögel mit sehr auffallenden und eindringlichen Lautäußerungen fehlen unserm Kulturland überhaupt. Ganz anders dort, wo die Vogelwelt sich zusammendrängt auf engstem Raum — wo in einem Streifen von einem Geviertkilometer Dutzende und Hunderte von Individuen hundert verschiedener Arten durcheinander leben und singen (ohne Feindseligkeit gegeneinander), oder wo ungeheuer aufdringliche Schreie den Sprachbegabten und Aufnahme-fähigen — völkisch Weichen — unter den Sperlingsvögeln die Ohren füllen. Hier wird die eigene Sprache verderbt — durchsetzt mit völlig artfremden und sogar schlechten (musikalisch schlechten und stimmlich gleichgültigen) Motiven der volksfremden Nachbarn. In diese Reihe gehören auch die spottenden Käfigvögel — der übermächtige Einfluß des Abrichtens oder bestimmter, täglich gehörter Laute und Geräusche verdrängen unter Umständen vollkommen die Besonderheit des eigenen Gesangs.

Und wie beim Menschen der höchste Grad des Aufgehens unter Fremdstämmigen erreicht ist, wenn er überhaupt nur mehr die fremde Sprache spricht, — obwohl man seinen blauen Augen und blonden Haaren und seiner Facies bona den Urgermanen von allerweitem schon ansieht — so sind auch unter den Spöttern Vögel, die alle menschlichen Sprachen sprechen und Sprachbestandteile aller erdenklichen andern Vögel angenommen haben — so daß man nicht mehr ihre eigene Sprache, ja ihre spezifische Klangfarbe, das bezeichnendste an den Vogelstimmen, nicht mehr feststellen kann!

So steht es mit den regelmäßigen Spöttern. Andere Vögel wieder halten ihren arteigenen Gesang vollständig rein von fremden Beimengungen — so die Wiesenpieper, die Berglaubsänger, die Baumläufer, Kleiber, Sumpfschneisen, die Girlitze, Zitronfinken, Birkenzeisige, die Nachtigallenschwirle und Flußrohrsänger, die Schwalben; so das Heer der Nichtsperlingsvögel — des Wassergeflügels, der Raubvögel, der Eulen (soweit das bisher sicher festgestellt werden konnte!). Wenn diese nicht spotten, so mag das ein Seitenstück sein zu den urwüchsigen Naturvölkern unserer eigenen Spezies, deren Sprache unberührt bleibt von noch so mächtigem fremdem Einfluß — zu den Sprachverhältnissen etwa auf Neu-Mecklenburg, wo fünf Dörfer, die je kaum zwei Stunden entfernt liegen und unter sich in regem Verkehr stehen, fünf grundverschiedene Idiome sprechen; Verhältnisse, an die wir Anklänge auch in Deutschland noch überall vorfinden — auch bei uns sprechen häufig ein Halbdutzend Dörfer, zum Teil nur

durch einen Fluß getrennt und in jahrhundertelangem Austausch von Waren und Menschen stehend, je eine besondere Mundart die nichts verdrängen kann. Die Ursache ist hier wie dort, in Australien und am Main, wie beim Wassergeflügel die eingeborene sprachliche Unnahbarkeit, Unbegabtheit und geistige Stumpfheit! Wenn begabte Singvögel nicht oder kaum je spotten, so liegen wohl die Verhältnisse wesentlich anders. Wenn die Wiesenpieper von Texel oder der märkischen Luche, wenn die Berglaubsänger des Salève niemals spotten, obwohl sie den gleichen allerstärksten Einflüssen ausgesetzt sind wie die Gewohnheits-spötter ihres Wohngebiets — so möchten wir sie vergleichen den völkisch treuen, standhaften unter uns — die das Fremdwort meiden aus Grundsatz und jeder Versuchung trotzen, es anzuwenden, und das Lehnwort gebrauchen mit Bedauern über seine Unvermeidbarkeit. Oder es mag bei jenen so sein wie bei wieder andern unter uns: ihre Sprachbedürfnisse sind völlig befriedigt durch ihre eigene Sprache. Daß es sich nicht um ein Unvermögen, um eine unüberbrückbare Kluft der Idiome handeln kann, geht hervor, hier wie dort, aus den unglaublichen Imitationskünsten oder Sprachkenntnissen einzelner Individuen von solchen Arten, (Rassen), die sprachlich unnahbar sind — dort die 20 Sprachen beherrschenden Dolmetscher eines gottverlaßnen polynesischen Korallenriffs oder eines trostlosen Hinterwalddorfs im westafrikanischen Busch — in der Vogelwelt die vereinzelt spottenden Grauschnäpper, Zilpzalpe, Kohlmeisen, Feldschwirle, Bussarde, Flußuferläufer! Oder es spricht ein Mensch mit einer klangvollen hochentwickelten Muttersprache fehlerfrei einen rauen, barbarischen Wildendialekt — ein Malaie mit seiner wohlklingenden biegsamen Muttersprache kann irgend ein Kauderwelsch des letzten Papua-kaffs — die Nachtigallen, göttliche Sänger, gesanglich unnahbar überall, singen am Salève die unsäglichsten, stimmlich und musikalisch gleichgiltigsten Weisen der Nachbarsiedler; die Amseln, die geborenen Komponisten, die musikalisch wohl höchststehenden Vögel, bringen Spechtrufe und gepreßte, bis zur Unkenntlichkeit entstellte Fremdmotive. Oder umgekehrt: als schlechte Sänger verschrriene Vögel, wie Graustelzen, Schwarzkehlchen, Steinschmätzer, bringen die vortrefflichsten Weisen begabter Sänger.

Bald den zahlreichen unbedingten Spöttern näher, bald näher den nicht sehr vielen, auf ihre Art haltenden Vögeln steht das Heer der Spötter, die wir gelegentliche (fakultative) nennen möchten — sie sehen auf Sprachreinheit, bringen aber Fremdwörter oder sprechen gar in einer fremden Sprache doch einmal: bei besonderen Gelegenheiten, in besonderer oder absonderlicher Stimmung. So singt eine Haubenlerche Motive der Graustelze, welscht wie Dorngrasmücke, schettert wie ein Spatz, schnarrt Rohrsängerstrophen, bringt Schwarzplattenmelodien; so flechten Wasserpieper ihren Riesenstrophen eigenartige fremde Klirrweisen ein, hängen Sommergoldhähnchen einmal ein Hänflings-

motiv an, ein Müllerchen pfeift wie Tannenmeise und Singdrossel, Halsbandschnäpper staffieren zuweilen ihr Lied mit Nachbars Erfindungen aus, ein Hausrotschwanz trägt eine lange Reihe von Motiven anderer Vögel vor, Zaunkönige nehmen eine Anleihe bei Rotkehlchen und Amseln! Oder sie annectieren von Fremdwörtern und -sätzen nur die, welche ihrer eigenen Sprache phonetisch oder rhythmisch sehr nahe stehen — so die Goldammer, die ihr Eingangsstakkato in der Klangfarbe des Ortolans oder des Grauammern bringt; der Grauammer, der seine Stropheneinleitung mit der des Ortolans vertauscht. Ein Hausrötel bringt als seinen Schluß das rhythmisch gleiche i's i's i der Sumpfmehse. Einem Karrakiet fällt es ein, fast alles im Tonfall des Teichrohrsängers zu singen.

Gewissen einzelnen Individuen dieser nur selten spottenden Arten ergeht es dabei wie uns: sie sprechen die Fremdstücke falsch aus; der Nachahmer bringt die fremden Laute nicht zusammen; das liegt jedoch nicht an seinem geistigen Unvermögen, sondern an seinem Organ oder an seiner Unaufmerksamkeit. So wie der Japaner kein r besitzt und sich schwer tut, es zu erlernen; oder wie der Deutsche, der nur über ein schwaches Englisch verfügt, den Zahnlaut th wie unser th ausspricht — aus Unachtsamkeit; so ruft ein Star Kuckucksruf, aber, obgleich er viel schwierigeres fertig bringt, mit falscher Betonung und eine Oktave zu hoch, so spottet ein rotrückiger Würger Amselmotive, aber mit welcher Anstrengung und in welchem Abstand bleibend von der Güte des Vorbilds! So singt eine Dorngrasmücke Ortolanstrophen — doch wie! Was sollte auch die strenge Gliederung und der zauberische Klang des Gartenammerlieds gemein haben mit dem rauhen Gezwitscher und rhythmischen Chaos der Dorngrasmücke!

Oder sie versprechen sich gradezu bisweilen — sie fallen in die Klangfarbe eines Nachbarn, der ihren eigenen Gesängen rhythmisch-phonetisch ähnliche Motive singt, oder verfallen in den ihrem eigenen ähnlichen Rhythmus des häufigen Nachbarvogels, aber in ihrer eigenen Klangfarbe. So ein Kleiber, dessen dweiß sich in das chraiß des Eichelhäfers verwandelt. So gerät eine Feldlerche in die Sangesweise von Haubenlerchen, ein Braunkehlchen in das Singen des Gartenrotschwanzes. So wird der Schwirrer eines Heuschreckensängers plötzlich zum Kollern des Ziegenmelkers. —

All das soeben gesagte bleibt ein Rumpf ohne Haupt, so lange ihm die Erörterung der Grundfrage fehlt, mit deren befriedigender Lösung unsere Auffassung des Spottens steht und fällt: Verstehen denn die Vögel, gleich uns, was sie sprechen? Sind im besonderen ihre Nachahmungen der Ausdruck für ein Fühlen, Vorstellen oder Wollen? Der Versuch, diese ungeheuer wichtige und ebenso schwierige Frage zu entscheiden, soll uns in einer der folgenden Besprechungen beschäftigen.